

Verlag Bibliothek der Provinz

Andreas J. Obrecht
DIE VIER MÜTTER
MEINES VATERS

und andere Geschichten

Andreas J. Obrecht
DIE VIER MÜTTER MEINES VATERS
und andere Geschichten

herausgegeben von Richard Pils
lektoriert von Axel Ruoff

ISBN: 978-3-99126-414-9

© Verlag Bibliothek der Provinz
A-3970 WEITRA, 02856/3794
www.bibliothekderprovinz.at

Alle Fotos aus dem Archiv des Autors

Treffen mit Neffen	7
Vier Schwestern aus vier Himmelsrichtungen	14
Kuss im Café	19
Vom verborgen gebliebenen Sinn des Lebens	22
Noch ist nur Diktatur	28
Die vier Mütter meines Vaters	33
Kotze, Bomben und Krater im Garten	39
Löffelstiel im Rachen und das lustigste Begräbnis aller Zeiten	49
Kapitulation, Gefangenschaft und kurzes Wiedersehen	62
Mehr als ein halbes Jahrhundert zuvor	73
Der Erste Krieg und die Doppelhochzeit	83
Die kesse Friedl und der herausfordernde Tanzkurs	102
Der sensible Bub	115
Besuch in Hollabrunn, Verbotszeit und Wiedersehen	121
Diesmal für immer	127
Kindersegen und Operationen	133
60 Jahre später	137
Am Ende, am Anfang steht ein Gedicht	145

Kotze, Bomben und Krater im Garten

Mein Vater, der kachektische, angeblich herzkrankte Jüngling, erhält im Juli 1944 den Marschbefehl. Das bedeutet, sich von seinen vier Müttern und Baronesse Helga auf unbestimmte Zeit zu verabschieden. Voll Wehrtaugliche seines Jahrgangs mussten schon ab Dezember 1943 einrücken. Eine vorgetäuschte Herzkrankheit hat Herwig ein paar Monate länger in Wien bei seiner Baronesse und seinen vier Müttern bleiben lassen. Jetzt aber ist es so weit. Er ist noch keine 18 Jahre alt. 125.560 junge Männer seines Geburtsjahrganges werden bis Kriegsende sterben¹³. Er schenkt die Konzertkarten Helga, damit sie mit einem anderen „Verehrer“ einen schönen Abend verbringen kann. Er tritt gehorsam seinen Dienst an. Statt Konzert gibt es eine nächtliche Bahnfahrt in einem verdunkelten Zugwaggon nach Frankfurt, von dort wird Herwig mit einer Junkers Ju 90, einem ächzenden Lastenflieger, zum Fliegerhorst Wittmundhafen in Ostfriesland ausgeflogen, wo er einem Fallschirmpacker-Kommando zugeteilt ist.

Herwig steckt nun in Uniform. Er, der nie Soldat sein wollte, er, der eher schöngestig veranlagt ist, der für Blumen schwärmen kann und zärtliche Gedichte schreibt, ist nun Soldat der Deutschen Wehrmacht. Was er noch nicht ahnen kann – die Gnade seiner späten Geburt und seine nur bedingte Kampftauglichkeit, die einen Einsatz an der Front verhindert, wird ihn in absehbarer Zeit aus den eisernen Klauen dieses Weltbrandes befreien. Millionen sind tot, er will und wird leben!

Es ist Nacht. Unruhiges, ja stürmisches Wetter. Die Soldaten stehen aufrecht, in Reih und Glied, dicht aneinan-

dergedrängt in der Junkers. Sie halten sich an den von der Decke gespannten Drahtseilen fest. Immer wieder sackt der Flieger in Luftlöcher, Regen trommelt an die Flugzeugfenster, am Himmel über Deutschland tummeln sich alliierte Jagdbomber, beim Abflug hat es geheißt, ein Abschuss der Junkers wäre eher wahrscheinlich als eine Ankunft in Ostfriesland. War das ein Scherz? Niemand hat geglaubt, dass das ein Scherz ist.

Meinem Vater wird übel. Im Innenraum des Transportflugzeuges dröhnt es ohrenbetäubend, es riecht nach Erbrochenem. Ängstliche, zu Boden starrende, durchgerüttelte Soldaten. Auf den Rücken tragen sie ihre Feldrucksäcke, auf denen obenauf der Helm angebracht ist. Wieder hört Herwig einen Soldaten kotzen. Wer ein aufrechter Soldat ist, muss – im Falle des Falles – in seinen Helm erbrechen, um Verunreinigungen des Flugzeuges so gut es geht zu vermeiden. So hat der Kommandant gebrüllt, bevor die Truppe den Innenraum über die hydraulisch betätigte Laderampe im Heck betreten hat. Wieder sackt der Flieger ab, eine weitere Turbulenz – oder sind sie schon vom Feind getroffen worden? Der tosende Sturm wird heftiger.

Meinem Vater ist so übel, dass er glaubt, ebenfalls kotzen zu müssen. Er richtet sich auf, zwingt seine Gedanken in lichtere Umgebungen. Jetzt will er ein guter Soldat sein und gegen die Übelkeit bis zuletzt ankämpfen. Minuten ziehen sich wie Stunden. Im Sinkflug wird der Flieger ruhiger, das Unwetter hat sich fast ganz gelegt und in dem fahlen Licht des frühen Morgen breitet sich die ostfriesische Landschaft unter der verängstigten Truppe aus. Dann setzt die Junkers Ju 90 mit großem Getöse unsanft auf der Landebahn des Fliegerhorstes Wittmundhafen auf. Erleichterung steht in den Gesichtern der Soldaten, die

Junkers rollt ächzend aus und kommt abrupt zum Stillstand.

Mein Vater folgt schwankend den anderen über die Laderampe hinaus ins Freie. Dann hat er festen Boden unter sich. Ein schmieriges, diffuses Licht kommt von Osten her. Jetzt soll die Truppe vor dem Horstkommandanten, dem hier verantwortlichen Offizier, Aufstellung nehmen. Mein Vater ist stolz, diesen Hexenritt im Flugzeug überlebt und auch nicht – so wie einige andere – gekotzt zu haben. Er tritt in die Reihe, greift nach hinten zu seinem Feldrucksack, um sich, wie es Befehl ist, auch den Helm aufzusetzen. Er löst den Helm, den er so gut vor seiner Übelkeit geschützt hat, und hält ihn dann mit beiden Händen vor sein Gesicht. Und dann ist ihm, als wäre dieser Krieg von allem Anfang an verloren, als hätte dieser Krieg, bevor er für ihn angefangen hat, ihn bereits zu Grabe getragen: Sein Helm ist bis zum Anschlag mit Erbrochenem gefüllt! Ein feiger hinter oder neben ihm stehender Kamerad hat ihm das untergeschoben, was er selbst unter Aufbringung höchster Disziplin zu vermeiden wusste.

Rund ein halbes Jahr später hat die Gewalt des Krieges auch den Lebensradius meiner Mutter erreicht. Helga schreibt im Februar 1996 in Erinnerung an die jugendliche Baroness von damals:

In den letzten Wochen vor Kriegsschluss akzelerierten sich die Fliegerangriffe auf Wien. Bei einem Bombardement fiel ein Haus nächst dem Burgtheater und begrub die schwangere Mutter einer bekannten Familie und ein Mädchen – im gleichen Alter wie ich – tödlich. Von da an musste ich bei Fliegerangriffen in den Luftschutzkeller der Kautetzky Schule gehen, in den Keller der Neutorgasse im Haus der befreundeten

Familie Stangelberger. Ich musste auch sofort daheim anrufen, wo ich bin. Bei dem schwersten Angriff auf Wien, bei dem auch die Oper in Trümmer fiel, war ich in der Neutorgasse. Als wir meinten, der entsetzliche Angriff sei vorüber, ging ich mit Gretl, der Stangelbergerin in etwa in meinem Alter, auf die Straße, um von einem Telefonautomaten daheim anzurufen. Das Ferngespräch kam nicht zustande. Eine Frau rief uns zu: „Geht hinunter, es kommen neue Flieger heran!“ Wir befolgten ihren Rat, und kaum unten angekommen, wurde das Haus über uns voll getroffen. Der Boden schwankte unter unseren Füßen und die aufgewirbelten Staubmassen nahmen uns den Atem. Die vorgeschriebenen feuchten Tüchlein, die man griffbereit haben sollte, hatten wir eingesteckt – sie leisteten große Hilfe. Heute noch froh, dem Tod entronnen zu sein, zwängten wir uns mit allen anderen im Keller eingeschlossenen Leuten durch einen lukenartigen Durchstich zum Nachbarhaus, warteten aber noch lange ab, ob wir uns wirklich hinaustrauen konnten. Als wir oben ankamen, waren zu unserem großen Entsetzen schon Plünderer am Werk, die im Schutt herumstocherten und die wenigen, nicht kaputten Habseligkeiten stahlen, die sie ergreifen konnten.

Etwa zur selben Zeit als vermehrt Bombenkrater in Wien klaffen, soll die Fallschirmpacker-Truppe meines Vaters vom Fliegerhorst Wittmundhafen, der schwer unter alliierter Beschuss liegt, weiter ins Landesinnere nach Osnabrück verlegt werden. Ein rüttelnder Zugswaggon, in dem die Fallschirmpacker dicht gedrängt sitzen. Diesmal ist es ein Nachmittag und der Zug rattert über Gleise, die erst tags zuvor nach Reparaturarbeiten wegen heftiger Beschädigungen freigegeben wurden. Die rund 180 Kilometer dürften bald zu schaffen sein. Die Zugfenster sind geschlossen und beschlagen, die Luft ist abgestanden, Soldaten haben die Köpfe auf die Schultern von Sitznachbarn

gelegt, zuweilen ist Schnarchen und Schnaufen zu hören – unruhiger Schlaf. Es ist kalt, draußen liegt ein wenig Schnee. Die Kameraden stecken in zumeist zu großen dünnen Mänteln, die ihnen vor Beginn der Fahrt ausgehängt wurden. Wärmen tun diese Mäntel kaum.

Herwig versucht, mit klammen Fingern eine Feldpostkarte auf seinen Knien zu schreiben. Eine an Mumi, seine leibliche Mutter, die andere an Helga, seine Baroness. Der Krieg bringt auch über Deutschland immer mehr Chaos. Das wenige, was die Fallschirmpacker vom Frontverlauf mitbekommen, ist besorgniserregend, ja, unheilverkündend. Was daran stimmt, lässt sich schwer ausmachen. Wahrscheinlich sind die Berichte noch beschönigend, wahrscheinlich steht es um die deutschen Städte und die deutsche Wehrmacht schlimmer als unter vorgehaltener Hand zugegeben. Es gehen auch Gerüchte um, dass Hitler den Krieg verliert, dass die Alliierten schon bald vor Berlin stehen, dass es nicht mehr lange dauern wird, bis Deutschland kapituliert. Das Land – von den Westmächten und der roten Armee in die Zange genommen – wird zerquetscht werden, ohne Rücksicht auf irgendjemanden. Wenn die Wunderwaffe, die V2, von der alle reden, nicht bald flächendeckend zum Einsatz gelangt, wird es ein Desaster geben, vorbei ist es dann mit dem Tausendjährigen Reich. Herwig versucht wegzuhören, wenn diese Gerüchte kursieren, wenn die Kameraden die Köpfe zusammenstecken. Aber es gelingt ihm nicht. Vielleicht gibt es doch etwas, was Mut macht und das er aufschnappen könnte. Vielleicht gibt es doch einen Ausweg aus dieser ausweglos erscheinenden Situation.

Es rüttelt so stark im Waggon, dass Herwig mit seiner Feder auf der Postkarte immer wieder ausrutscht und auch

seine schöne, normalerweise so disziplinierte Handschrift kaum zu lesen ist. Er will ja nur schreiben, dass es ihm gut geht, ein paar beruhigende Worte finden, er will den beiden Frauen, die er am meisten liebt, nur schreiben, dass er viel, sehr viel an sie denkt und sich auf ein hoffentlich baldiges Wiedersehen freut. Er ist vergleichsweise kurz in der Wehrmacht, aber diese sieben Monate erscheinen ihm wie ein halbes Leben. Reduziert auf Drill und zehn Stunden körperliche Arbeit am Tag kann er diesen Männerhorden nichts abgewinnen. So wie der Zauberlehrling die Geister, die er rief, nicht mehr loswird, so werden sie alle von den Folgen des vermessenen Faschismus verschluckt werden. Alle sind einsam, unsicher und allmählich immer ratloser. Die Härte, die viele dieser Männer sich und anderen vorspielen, die Befehle, das Exerzieren, das Gebrüll, alle diese schon längst zum Teufel gegangenen Rituale und Verhaltensweisen einmal geglaubter Herrnherrschaft – einfach nur mehr lächerlich! Eine Ausgeburt an Herrschaftswahn hat Europa und den halben Rest der Welt in Schutt und Asche gelegt, hat Millionen Tote auf dem Gewissen – und gibt noch immer Siegesparolen aus.

Mein Vater gibt auf. Er wird die Postkarten nicht fertig-schreiben. Sein Gekritzel könnte die Adressatinnen miss-träulich machen – wer so schreibt liegt vielleicht schon schwer verletzt in einem Feldlazarett. Nein, diesen Verdacht will er nicht wecken. Er lässt die Postkarten in seinen Rucksack gleiten. Aus der rechten Tasche seines viel zu großen Mantels, der fälschlicherweise als „Feldwinter-mantel“ bezeichnet wird, fischt er eine verbogene, aber nicht geknickte Zigarette. Nach Streichhölzern sucht er vergeblich. Er hat schon einige Tage nicht geraucht. Ein Kamerad hilft ihm aus. Tief inhaliert er – der starke, wür-zige Tabak fährt in seine Lungen, füllte sie aus, wärmt von

Innen. Langsam und bedächtig bläst er den Rauch aus, sein Mund ist gespitzt und sein Herz schlägt schneller. Leichter Schwindel – ihm ist, als wäre er in einer anderen Welt angekommen, in einer wohltuend anderen. Er schließt die Augen. Seine Gedanken driften in erlösende Dunkelheit.

Ein helles, ohrenbetäubendes Quietschen, ein gewaltiger Ruck, der durch den Zugwaggon und die Körper der Kameraden geht. Irgendeiner schreit Unverständliches. Die Notbremse hat Herwig auf den Soldaten am gegen-überliegenden Sitz katapultiert, sie haben sich die Schädel blutig gestoßen. Herwig öffnet langsam die Augen. Die abrupte Bremsung hat die Kameraden von den Sitzen und die Rucksäcke aus den oben angebrachten Trägern geschleudert. Taumelnd erheben sich die Männer und beginnen sofort nach ihren Habseligkeiten zu suchen. Der Kamerad unter ihm schimpft und reibt sich den Schädel. Die Zigarette und sein Rucksack – irgendwohin sind auch sie geflogen, wohin schon? Benommen schließt Herwig abermals die Augen. Dann schreit wieder jemand, aber jetzt hört er es in aller Deutlichkeit: Tieffliegerangriff ...– raus hier! Tieffliegerangriff! Herwig spürt, wie der Zug langsam ausläuft und mit einem krächzenden Geräusch zum Stillstand kommt.

Tumult, Panik bricht aus im Waggon. Die Kameraden beginnen zu rempeln, sich mit Fäusten den Weg hinaus frei zu boxen, manche bluten, einige hinken. Der Soldat auf dem Herwig liegt, packt ihn bei den Schultern und stößt ihn schimpfend von sich, beeilt sich, den anderen so schnell wie möglich nach draußen zu folgen. Der Zugwaggon ist schon halb leer, als mein Vater aus der anderen Welt und diesen Schrecksekunden in die Realität zurückkehrt. Schon ist ein Surren, das zu einem tiefen Brummen wird,

von irgendwoher zu vernehmen. Dann rennt auch Herwig los, stolpert über am Boden verstreutes Gepäck, erreicht die offen stehende Zugtür, springt in einem Satz hinaus, landet in weichem Gras, das einige Millimeter mit Schnee bedeckt ist. Kurz verharrt er, blickt in den Himmel – sieht von Norden her einen dröhnenden Jagdbomber mit rasender Geschwindigkeit auf den Zug und ihn zukommen. Er meint eine amerikanische Black Widow zu erkennen, reißt sich los – wie ein vor dem Tod flüchtendes Tier rennt er hakenschlagend die Bahntrasse runter, hechtet in dem Moment, als der Beschuss beginnt, in einen kahlen Busch, duckt sich auf den nassen, matschigen Boden, vergräbt sein Gesicht in den Händen und ... – sind es Sekunden, sind es Minuten? Dem Rattern der Maschinengewehre folgen heftige, ohrenbetäubende Explosionen. Der Bomber – Herwigs Ohren fiebern – zieht eine Schleife, er kehrt zurück, greift jetzt von der entgegengesetzten Richtung aus an, drei-, viermal wiederholt er das Manöver.

Als Entwarnung gegeben wird und Herwig mit schlotternden Beinen aus seiner Deckung kriecht, sieht er den großteils komplett zerstörten Zug in hellen Flammen stehen. Eine große Hitze dringt von dem Zugskelett zu ihm herüber. Sein Rucksack und die beiden Postkarten an seine Liebsten verbrennen gerade da drüben. Er wollte sie ohnedies nicht abschicken, denkt er plötzlich unendlich müde ... Allmählich finden sich schwankende Kameraden ein, die ungläubig vor dem vor ihnen ausbrennenden Zug stehen. Herwig will abermals in die Tasche seines Mantels greifen, vielleicht findet er ja noch eine Zigarette, die ihm die Situation erträglicher macht, aber dort, wo die Tasche sein sollte, ist jetzt nur mehr ein großes Loch mit verkohlten Rändern. Eine Maschinengewehrgarbe hat den unteren rechten Teil des Mantels durchlöchert und zerfetzt – ganz

knapp neben atmendem Leben. Wäre der Mantel nicht so groß, denkt Herwig in einer Mischung aus Entsetzen und Erstaunen, wäre ich jetzt wohl tot. Er sitzt noch lange reglos im matschigen Schnee mit seinem zerschossenen Mantel, von dem brennenden Zug in wundes Licht getaucht. Erst gegen Abend wird der Rest der Truppe abgeholt und nach Osnabrück gebracht werden und viel später erst wird Herwig erfahren, dass bei diesem Tieffliegerangriff mehr als zwei Dutzend seiner Kameraden gefallen sind.

Beide, Helga und Herwig, sind in höchst unterschiedlichen Szenarien, dem frühen Sterben entkommen. Er bei dem Tieffliegerangriff in Ostfriesland auf dem Weg nach Niedersachsen, sie bei dem Bombardement in Wien. Nachdem meine Mutter aus dem Keller gekrochen ist und mit Entsetzen realisiert, dass schon kurz nach dem Bombardement die Raubzüge beginnen, bricht sie zu Fuß auf, um in ihr Elternhaus in Salmansdorf zu gelangen. In ihren Erinnerungen schreibt sie:

In vielstündigem Marsch wanderte ich durch die Bezirke IX., XVIII., dann über die Sommerhaide in den XIX. – nach Salmi. Unterwegs traf ich den Autobusfahrer Franz Schimek, der mit meinem Vater in der Widerstandsbewegung gegen die Nazis arbeitete, zwar Kommunist, aber ein aufrechter Bursche und Familienvater war. Er sagte mir, dass Gott sei Dank daheim alle heil seien, trotz riesiger Schäden rundum. Wann ich endlich zu Hause angekommen bin, weiß ich nicht mehr. Vater und viele andere Leute bemühten sich aus dem Doktorhaus neben uns die ganze Familie Dorfner auszugraben, deren Haus einen Volltreffer abbekommen hatte. Für die Mutter kam jede Hilfe zu spät, den Vater versuchten sie zu reanimieren, aber es gelang nicht. Nur Otto (Jahrgang 1926) haben sie noch retten können – schwer verletzt und schwer

geschockt. Zum x-ten Mal waren bei uns alle Fenster zersplittert, etliche Krater im Garten und auch sonst viele Schäden. Aber im Vergleich zu den anderen Menschen hatten wir wieder einen großen Schutzengel gehabt.

Andreas J. Obrecht ist habilitierter Soziologe, Entwicklungsforscher, Schriftsteller, Moderator der ORF-Ö1-Sendungen Punkt Eins und Im Gespräch. Darüber hinaus leitet er das Austrian African Research Network – Africa-UniNet (www.africa-uninet.at) – sowie das Austrian Partnership Programme in Higher Education and Research for Development (APPEAR, www.appear.at). Die Programme fördern wissenschaftliche Kooperation in Forschung und Lehre zwischen österreichischen Hochschulen und wissenschaftlichen Institutionen in Afrika, am Westbalkan, im Kaukasus, in der Schwarzmeerregion und in Himalaya-Staaten. Im Rahmen von Africa-UniNet werden derzeit rund 50 Forschungsk Kooperationen in 20 afrikanischen Ländern durchgeführt. Andreas J. Obrecht blickt auf 30 Jahre universitäre Lehrtätigkeit und Feldforschungen im Südpazifik, in Subsahara-Afrika, in der südöstlichen Karibik und in Himalaya-Staaten zurück. Er hat zahlreiche wissenschaftliche und literarische Publikationen veröffentlicht. www.andreasjobrecht.net

Im *Verlag* Bibliothek der Provinz bereits erschienen:

Annemarie Imhof, *Meine Großmutter, die Baronin*

Motel Afrique, *Roman*

Das Haus am Hang, *Erzählung*

Verlag Bibliothek der Provinz

für Literatur, Kunst, Wissenschaft und Musikalien